

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Silke Findeisen

„Der Schlesier ist ein Kaleidoskop“

Kleine Einführung in seine Farben- und Figurenlehre 3

Schlesische Präsenzen quer durch die Republik

Aktivitäten der einschlägig tätigen Museen 5

Carsten Eichenberger

Der Orient als Unternehmung und Unternehmen

Rudolf Franz Lehnert hat Tunesien ein Denkmal gesetzt 7

Arkadiusz Łuba

Schleichendes Drama

Angebliche Darstellung eines jüdischen Ritualmordes in Sandmir 10

Rüdiger Goldmann

Ein Staat ward erfunden

Die Tschechoslowakei aus sudetendeutscher Sicht 13

Heimat feiern

Ostpreußen, Pommern und Schlesier vor Schloss Burg 16

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Samson/Sterbling (Hg.): Für Richard Wagner (*Rudolf Herbert*) 19

Heidrich: Königsberg (*Norbert Matern*) 21

Schlattner: Wasserzeichen (*Ingeborg Szöllösi*) 22

LITERATUR UND KUNST

Jörg Bernhard Bilke

Die Schwalbe war's und nicht die Fledermaus

Die Kafka-Konferenz 1963 in Schloss Liblice 24

Alfred Fassbind

„Ein Lied geht um die Welt“

Die Unbehaustheit des Tenors Joseph Schmidt 26

Dieter Göllner

Verloren ist nur, was man verlorengibt

„Neuanfang in Form und Farbe“ im Haus Schlesien 28

Erster Schimmer

Schmuckstücke aus der Sammlung des Siebenbürgischen Museums 30

KK-NOTIZBUCH

31



Die imperiale Macht der Zeit, miniatural: Tischuhr in Vasenform, 1600, Prag (?), Stefan Batfoit aus Klausenburg/Cluj

Bild: siehe Seite 30

„Der Schlesier ist ein Kaleidoskop“

Kleine Einführung in seine Farben- und Figurenlehre

Goethe geht immer. Deshalb ist die Äußerung, dass er sich „nun in diesem zehnfach interessanten Lande [aufhalte und] schon manchen Theil des Gebirgs und der Ebene durchstrichen [habe], und finde, daß es ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganzes macht“, auch ein immer wieder gerne zitierter Ausschnitt aus dem Bericht über seine Schlesiensreise.

Ob ein Vortrag angekündigt wird oder es darum geht, eine Reise durch Schlesien zu bewerben und den Interessenten die Schönheit und den Reiz des Landes zu veranschaulichen – Goethe stimmt die Angesprochenen auf ein hörens- oder sehenswertes Ereignis ein. Das Zitat, vor allem der bekannte erste Teil vom „zehnfach interessanten Land“, verdeutlicht aber auch eine andere Eigenschaft der Region: ihre Vielgestaltigkeit – und somit die Erkenntnis, dass es nicht das „eine Schlesien“ gibt, sondern Schlesien vielmehr ein Sammelbegriff ist, unter dem sich ganz unterschiedliche Vorstellungen vereinen.

Über Schlesien ist viel gesagt und vor allem geschrieben worden, und vermutlich hat auch der Großteil der Leser dieser Zeitschrift eine Vorstellung davon. Wer aber einem Unkundigen erklären will, was Schlesien ist, wird vermutlich entweder eine ganz persönliche Sichtweise, eine Momentaufnahme beschreiben oder gewisse Schwierigkeiten haben, eine kurze und prägnante Antwort zu geben. Denn von welchem „Schlesien“ ist die Rede? Vom Herzogtum Schlesien des 12. Jahrhunderts, von der preußischen Provinz Schlesien – vor oder nach dem Wiener Kongress –, vom Schlesien der Weimarer Republik oder vom heutigen „Slask“?

Von den Gebirgszügen im Süden abgesehen, fehlen natürliche Grenzen; politisch und administrativ war Schlesien über die Jahrhunderte einem steten Wandel unterworfen und immer wieder kriegerischen Auseinandersetzungen, Grenzverschiebungen, wechselnden Herrschaften und Wanderungsbewegungen ausgesetzt.

*Wenn es rund läuft,
geht's richtig rund,
das ist nicht nur in
Schlesien und im Haus
Schlesien so, und nicht
nur zum Sommerfest:
Vielfalt und Bewegung
im Volkstümlichen
ebenso wie ...*

Bilder: Haus Schlesien



Ein erster loser territorialer Zusammenschluss der schlesischen Stämme erfolgte im Jahr 1000 mit der Gründung des Bistums Breslau, dessen Ausdehnung in weiten Teilen dem späteren Herzogtum Schlesien entsprach, das erstmals eine politische Einheit bildete. Die Erbregelungen der schlesischen Piasten hatten jedoch eine Zersplitterung des Herzogtums in immer kleinere Teilfürstentümer zur Folge.

Mitte des 18. Jahrhunderts brachte der preußische König Friedrich II. in insgesamt drei Schlesischen Kriegen den größten Teil Schlesiens in seine Macht, das Herzogtum Teschen sowie Teile des Bistumslandes Troppau verblieben bei Österreich. Schlesien wurde, mit Ausnahme der abgeteilten Gebiete Österreichisch-Schlesiens, zur preußischen Provinz. Infolge des Wiener Kongresses wurden die von Sachsen abgetretenen Teile der Oberlausitz der preußischen Provinz Schlesien angegliedert. Mit der Reichsgründung wurde diese Provinz Teil des Deutschen Reiches.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Hultschiner Ländchen tschechisch, während rund die Hälfte der Kreise Groß Wartenberg und Namslau Polen angegliedert wurden. Da Polen außerdem die Abtretung des oberschlesischen Gebietes einforderte, kam es 1921 zur Abstimmung über die nationale Zugehörigkeit dieses Landesteiles, in deren Folge auch Oberschlesien geteilt und Ostoberschlesien polnisch wurde. Die Alliierten stimmten nach dem Zweiten Weltkrieg zu, dass Schlesien unter polnische Verwaltung gestellt wurde, ein kleiner Teil wurde der Tschechoslowakei angegliedert, der westlichste Ausläufer blieb deutsch. Mit dem deutsch-polnischen Vertrag von 1990 wurde die Grenze zwischen Deutschland und Polen auch völkerrechtlich verbindlich. Heute ist Schlesien auf die vier polnischen Woiwodschaften Lebus, Niederschlesien, Schlesien und Opper Schlesien aufgeteilt. Ein Teil des früheren „Österreichisch-Schlesien“ gehört zur Tschechischen Re-

publik, der schlesische Teil der Oberlausitz zu Sachsen. Auf drei Länder und mehrere Verwaltungsbezirke verteilt, bildet Schlesien weder eine administrative noch eine politische Einheit.

Der Dichter Tadeusz Kijonka fasst es treffend zusammen: „Schlesien ist ein historischer Begriff, der heutzutage mit vielen Bedeutungen versehen ist, je nachdem, wer das Wort ausspricht und auf wen oder was er sich bezieht. Ganz unterschiedlich wird dieser Begriff von einem Breslauer, einem Kattowitzer, einem Opperler oder einem Teschener verstanden“, ergänzen mag man noch: von einem Vertriebenen, einem Deutschen oder einem Polen. Mit dieser Bemerkung leitet er über zu einem noch schwerer zu definierenden Begriff: dem des „Schlesiers“. Wer ist eigentlich ein Schlesier?

Ganz unterschiedliche Menschen mit verschiedenen Geburtsjahrgängen und Biographien bekennen sich dazu, „Schlesier“ zu sein. Sei es der 1931 in Hindenburg geborene Kinderbuchautor Horst Eckert, bekannt als Janosch, der sich auf die Frage nach seiner Nationalität als Schlesier bezeichnet, sei es der 1950 als Kind Vertriebener in Bamberg geborene Entertainer Thomas Gottschalk, der in seiner Biographie schreibt, dass er sich in seiner Kindheit immer als Schlesier verstand, oder der 1979 in Pilchowice bei Gleiwitz geborene Autor Szczepan Twardoch, der von sich sagt: „Jestem Slazakiem – ich bin Schlesier“. Ist automatisch Schlesier, wer dort geboren ist? Ist die Herkunft der Familie ausschlaggebend oder die Dauer des Aufenthaltes? Spielt die Nationalität oder die Sprache die entscheidende Rolle? Um zu erahnen, wie schwierig die Antworten auf diese Fragen sind, möge ein Blick in Internetforen und Leserbriefe dienen. So findet sich beispielsweise zu einem Artikel über den Roman „Drach“ von Twardoch bei „Spiegel online“ eine rege Diskussion im zugehörigen Internetforum, ob Twardoch sich nun als Schlesier bezeichnen darf.



... ebenso wie in der Kunst, und nicht nur der schlesischen, eine gewisse Strenge ist allerdings auch dabei: Wolfgang von Websky, *Porträt des Bildhauers Robert Bednorz*

Darum ist logischerweise die Frage nach dem schlesischen Charakter erst recht kaum zu beantworten. Zwar ist in man-

chen volkskundlichen Abhandlungen oder Landesbeschreibungen versucht worden, den Schlesier als „Typ“ zu erfassen. Das Ergebnis solcher Beschreibungen ist jedoch zumeist eine lange Liste von sich teilweise widersprechenden Merkmalen, die in ihrer Vielfalt kaum in einem einzelnen Menschen vereint sein können. So mögen die Ausführungen Karl Weinholds in seiner Rede anlässlich von Holteis 80. Geburtstag vielleicht am besten in Kürze den Schlesier beschreiben: „Der Schlesier ist ein Kaleidoskop; je nachdem er geschüttelt wird, bietet er dem Auge verschiedene Figuren.“

Auf die Fragen, was Schlesien eigentlich genau ist oder wer Schlesier ist, gibt es also keine eindeutigen Antworten. So kann es schon gar keine geben auf die Frage danach, was „typisch schlesisch“ ist. Deshalb auch haben die Kuratoren der Sonderausstellung im Haus Schlesien in Königswinter in ihrem Ausstellungstitel „Typisch schlesisch!? Regionalbewusstsein und schlesische Identitäten“ dem Ausrufezeichen eine Fragezeichen folgen lassen.

Silke Findeisen (KK)

Schlesische Präsenzen quer durch die Republik

Aktivitäten der einschlägig tätigen Museen

Oberschlesisches Landesmuseum Ratingen

Zwei Sonderausstellungen sind im Oberschlesischen Landesmuseum in Ratingen zu besichtigen. In der Präsentation „Schaukelpferd und Zinnsoldaten“ wird anhand von Kleidungsstücken, Spielzeug, Fotografien, Zeugnissen, Schulbüchern und Tagebüchern ein facettenreiches Panorama des bewegten 19. und 20. Jahrhunderts dargestellt. Der Alltag der Kinder von anno dazumal steht im Fokus, wobei

auch das Zusammenleben verschiedener Religionen und Nationalitäten, zwei Weltkriege, Heimatverlust durch Umsiedlung, Flucht, Vertreibung oder das Leben im Kommunismus berücksichtigt werden.

Zusätzlich ist in Ratingen-Hösel eine Schau zu den Gärten Peter Joseph Lenés zwischen Schlesien und Pommern zu sehen. Unter dem Titel „Meisterhaft wie selten einer...“ wird das Wirken des 1789 in Bonn geborenen und 1866 in Potsdam gestorbenen Gartenkünstlers gewürdigt. Das OSLM übernimmt die zweisprachige



*Treppauf, trepp-
ab in der Ver-
gangenheit und
Gegenwart einer
Kulturlandschaft:
Agnieszka Bor-
mann ist die neue
Kulturreferentin am
Schlesischen Mu-
seum zu Görlitz*

Bild: Dieter Göllner

Tafelausstellung vom Deutschen Kulturforum östliches Europa, Potsdam, das die Sonderschau zusammen mit dem Institut für Landschaftsarchitektur an der Technischen Universität Dresden, der Naturwissenschaftlichen Universität Breslau und der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg erstellt hat.

Schlesisches Museum zu Görlitz

Ab dem 1. August 2018 ist Agnieszka Bormann neue Kulturreferentin für Schlesien. Die Germanistin und Kulturmanagerin löst Dr. Annemarie Franke ab, die diese Tätigkeit fünf Jahre lang ausgeübt hat. Die bisherige Kulturreferentin wird ihren Lebensmittelpunkt wieder nach Kreisau/Krzymow in Polen verlegen.

Agnieszka Bormann lebt und arbeitet seit 2005 in Görlitz. Sie bringt umfangreiche Erfahrungen im Projektmanagement und in deutsch-polnischen Kooperationen mit. Zuletzt war sie in der Görlitzer Kulturservicegesellschaft mbH tätig. Als Kulturreferentin übernimmt sie nun die Aufgabe, die Geschichte, Gegenwart und Kultur Schlesiens breitenwirksam zu vermitteln, deutsch-polnische Begegnungen zu organisieren und Projekte Dritter fachlich zu begleiten.

Am 13. August, 19.30 Uhr, bieten junge Opernsolisten im Nordhof des Schlesischen Museums ein Konzert unter dem Motto „Rübezahls Musikalischer Garten. Der musikalische Berggeist und andere Opernfiguren der europäischen Romantik“. Die Leitung des Projektes übernahm die in Karpacz/Krummhübel geborene Małgorzata Mierczak, die heute als Opernsängerin und Musikwissenschaftlerin in Salzburg tätig ist.

Haus Schlesien Königswinter

Das traditionelle Sommer- und Stiftungsfest von Haus Schlesien findet am 19. August statt. Ganztägig ist für Unterhaltung im Geviert des Fronhofes gesorgt, der Museumseintritt ist frei, und natürlich wird mit schlesischen und rheinischen Leckereien auch für den kulinarischen Genuss gesorgt. Schlesische Literatur wird am antiquarischen Büchertisch und am Stand der „Schlesischen Schatztruhe“ von Alfred Theisen angeboten. Keramik-Liebhaber können bei Bolko Peltner das „Schautöpfchen“ erleben.

(KK)

Der Orient als Unternehmung und Unternehmen

Rudolf Franz Lehnert vom Fuß der Schneekoppe hat seiner Wahlheimat Tunesien ein fotografisches Denkmal gesetzt

Einer der wichtigsten Orte für internationale Bücher in der ägyptischen Hauptstadt Kairo wurde bis zuletzt einfach nur „deutsche Buchhandlung“ genannt. Unscheinbar hinter Glasfenstern in Downtown Kairo gelegen, bestand seit fast einhundert Jahren die wegen ihrer exzellenten Auswahl an Büchern, Landkarten und Magazinen in arabischer, deutscher, englischer und französischer Sprache bekannte „Buchhandlung Lehnert & Landrock“. Ihre wirklichen Schätze aber waren Fotografien – einmalige Aufnahmen von Menschen und Landschaften in Ägypten, Tunesien, Algerien und Palästina, die ein Entdecker und Orientreisender aus dem Riesengebirge vor einem Jahrhundert auf Glasplatten bannte. Vor 50 Jahren, am 16. Januar 1948, starb ihr Urheber, der Fotograf Rudolf Franz Lehnert, in seiner Wahlheimat Tunesien.

Geboren wurde er am 13. Juli 1878 in Groß Aupa, heute ein Ortsteil von Petzer (tschechisch: Pec pod Snežkou) am Fuß der Schneekoppe im Kreis Trautenau. Über seine Eltern ist kaum etwas bekannt, seine Mutter starb, als er acht Jahre alt war. Sechs Jahre später, nach dem Tod seines Vaters 1892, zog der 14-Jährige zu seinem Onkel nach Wien. Hier begann er eine Ausbildung als Fotograf an der 1888 gegründeten „k. k. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproduktionsverfahren“, deren Schülerarbeiten auf der Weltausstellung in Paris 1900 mit dem Ersten Preis für Fotografie ausgezeichnet wurden. 1902 unternahm der 24-jährige Lehnert seine erste größere Reise nach Italien. Ein Jahr später setzte er vom sizilianischen Palermo mit einem Schiff nach Tunesien über, das damals französisches Schutzgebiet war, und wanderte zu Fuß durch die Wüste und die südlichen

Oasen Tunesiens. Vom Zauber des Orients tief beeindruckt, machte er die ersten fotografischen Aufnahmen.

Nach seiner Rückkehr lernte er in der Schweiz den 1878 im sächsischen Reinsdorf am Fuße des Erzgebirges geborenen Geschäftsmann Ernst Heinrich Landrock kennen, der von den Orientserzählungen Lehnerts begeistert war. Die beiden unternahm 1904 eine Tunesien-Reise: Lehnert fotografierte, und Landrock verkaufte die



Tunesisches Mädchen: Die Schönheit liegt nicht nur im Auge des Betrachters
Bilderf. Wikimedia Commons

Aufnahmen in einem in Tunis gemieteten Geschäft, das bereits die Initialen „LLT“ (Lehnert Landrock Tunis) trug. Als Landrock einmal ungeduldig auf weitere Fotoaufnahmen seines Freundes wartete, erwiderte ihm Lehnert selbstgewiss: „Über meine Fotos wird man noch in 200 Jahren sprechen!“

Und wirklich: Die Ausbeute der zahlreichen Reisen Lehnerts ließ nicht auf sich warten. Seine Fotos wurden in Leipzig und München verlegt. Die Zeitschrift „Die Schönheit“, die seit 1904 als Tabubrecher ein Sprachrohr vieler bürgerlicher Gruppen bildete und menschliche Nacktheit in Kunst und Erziehung propagierte, veröffentlichte mehrere Aufnahmen Lehnerts, vor allem Halbakte von orientalischen Frauen.

Im Jahre 1910 wurde die Partnerschaft der beiden Orientbegeisterten durch die Gründung einer Unternehmensgesellschaft mit Namen Lehnert & Landrock mit Sitz in Tunis gefestigt, es wurden Fotoausstellungen organisiert und Bildbände mehrerer Mittelmeer-Reisen Lehnerts veröffentlicht. 1914 startete Lehnert eine erneute Karawanenreise durch Nordafrika. Mit seiner schweren Kamera und den ebenso schweren 18 mal 24 Zentimeter großen Glasplatten entstanden allein auf dieser Reise Hunderte von Bildern: Wüstenszenen mit Beduinen, Kamelen, arbeitenden Frauen, Landschaften am Nil, Händlern in Basaren und immer wieder Frauen, verschleiert oder unverschleiert, manchmal in Akten oder Halbakten – orientalisches Leben zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Als Lehnert nach Tunis zurückkehrte, erfuhr er vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Sein Geschäft wurde beschlagnahmt, sein Freund Landrock in der Schweiz interniert. Aufgrund seiner österreichischen Staatsbürgerschaft kam auch Lehnert in Kriegsgefangenschaft und wurde zunächst in Algerien, später auf Korsika, dann auf Betreiben Landrocks im schweizerischen Davos interniert. Kurz darauf lernten beide ihre späteren Ehefrauen kennen: Lehnert

heiratete die Elsässerin Eugénie „Jenny“ Schmitt – die Tochter Eliane wurde 1916 in Mühlhausen geboren –, und Landrock ehelichte die Thurgauerin Emilie Singer-Lambelet, die aus ihrer ersten Ehe ihren Sohn Kurt mitbrachte.

Im Mai 1919 kam Rudolf Lehnert als ehemaliger Kriegsgefangener nach Wien. Da seine Heimatstadt nun zum neugegründeten Staat Tschechoslowakei, einem Alliierten Frankreichs, gehörte, und er damit tschechoslowakischer Staatsbürger war, durfte er zu seiner Familie nach Davos zurückkehren und erhielt 1920 sogar seine in Tunis zurückgelassenen Fotoplatten zurück.

Lehnert und Landrock gründeten 1920 in Leipzig den „Orient Kunst Verlag“ und verkauften viele ihrer kolorierten Wüstenbilder im Ausland. 1924 zogen die Geschäftspartner mit ihren Familien nach Ägypten und gründeten in Kairo das Großhandelsgeschäft Lehnert & Landrock. Doch der Verkauf von Drucken, Stichen und handkolorierten Fotos deutscher Verlage kam nur schleppend voran, die Gewinne blieben bescheiden und konnten zwei Familien nicht annähernd ernähren. Rudolf Lehnert fühlte sich in der lärmenden Metropole Kairo auch nicht wohl, er sehnte sich nach dem Zauber der arabischen Paläste Tunesiens zurück.

1930 trennten sich die Wege Lehnerts und Landrocks. Der Fotograf überließ das Copyright für seine Fotos der Firma L&L, Nachf. Ernst Landrock und kehrte nach Tunis zurück. Dort eröffnet er ein Fotoatelier und wurde zu einem angesehenen Porträtisten. Neun Jahre später beendete Rudolf Lehnert seine beruflichen Aktivitäten und zog sich in sein Haus in Karthago, einem Vorort von Tunis, zurück. Auch seine Tochter Eliane, die 1941 geheiratet hatte, zog mit ihrem Ehemann 1942 vom elsässischen Mühlhausen nach Tunis. Die Freude über die Geburt der Enkelin Martine am 10. August 1944 währte nur kurz – Lehnerts Frau Eugénie starb nur drei Wochen später. Ein halbes Jahr danach folgte Lehnert der

*... sondern augenscheinlich auch in den Augen der Betrachteten:
Mädchen aus Ouled Nail, Algerien*



Familie seiner Tochter nach Redeyef im Süden Tunesiens, wo sein Schwiegersohn die Stelle eines Chefarztes erhielt. Dort starb Rudolf Lehnert am 16. Januar 1948. Seine letzte Ruhe fand er neben seiner Frau auf dem Friedhof seiner Wahlheimat Karthago.

Der Nachlass Lehnerts, etwa 4000 Fotografien, die er von 1903 bis 1930 aufgenommen und seinem Geschäftspartner überlassen hatte, geriet für fünf Jahrzehnte in Vergessenheit. Ernst Landrock führte nach der Trennung von Lehnert die Buchhandlung mit seinem Stiefsohn Kurt Lambelet in Kairo weiter. 1937 wurde der Stiefenkel Edouard geboren. 1938 verkaufte Ernst Landrock 80 Prozent der Geschäftsanteile an seinen Stiefsohn Kurt Lambelet. Als im September 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, hielt sich das Ehepaar Landrock in Biberach an der Riss auf. Es kehrte nie wieder nach Ägypten zurück. Ernst Landrock starb 1966 in Kreuzlingen am Bodensee, der Geburtsstadt seiner Frau Emilie, die 1971 starb.

Während des Zweiten Weltkriegs wollten die englischen Behörden das vermeintlich deutsche Geschäft Lehnert & Landrock in

Kairo schließen. Nur der energische Widerspruch Kurt Lambelets, der sich auf seine Schweizer Staatsbürgerschaft berief, verhinderte die Schließung. Lambelet erhielt seine Geschäftsanteile an der Buchhandlung zurück und musste den 20-Prozent-Anteil seines deutschen Stiefvaters Jahre später dem ägyptischen Staat abkaufen.

Ein Wink des Schicksals katapultierte das kleine Unternehmen 1968 auf Erfolgskurs: Nach Fürsprache des damaligen Kulturministers erhielt „L&L“ die Erlaubnis, im renommierten Ägyptischen Museum eine Buchhandlung zu eröffnen. Das Angebot umspannte Reiseliteratur in deutscher, englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache, später auch auf Japanisch und Russisch.

1982 entdeckte Dr. Edouard Lambelet, der inzwischen in Deutschland studiert und die Heidelberger Romanistin Roswitha Götz geheiratet hatte, zufällig in einem Lager des Unternehmens die verborgenen Schätze der Familie. Hunderte von verstaubten gläsernen historischen Fotoplatten von Rudolf Franz Lehnert, einige zersprungen,

die meisten aber in einem guten Zustand. Mit Unterstützung eines Labors wurden die in alter Aufnahmetechnik hergestellten Fotos neu reproduziert und gedruckt. Seitdem erschienen zahlreiche Bildbände mit Lehnerts Fotografien. Ausstellungen wurden in Frankreich, der Schweiz, in Ägypten oder Deutschland organisiert. Lehnerts Fotografien prägten die Vorstellungen vom Orient an der Wende zum 20. Jahrhundert maßgeblich.

Die Buchhandlung Lehnert & Landrock überstand alle Krisen und Kriege Ägyptens,

von der Revolution 1952 bis zum Sechs-Tage-Krieg 1967. Zu den besten Zeiten beschäftigte Lehnert & Landrock 35 Angestellte.

Ende 2016 übergab das Ehepaar Lambelet das verbliebene Sortiment in ägyptische Hände. Im Januar 2017 eröffnete unter dem Namen Lehnert & Landrock ganz in der Nähe des alten Standortes eine neue Buchhandlung im ersten Stock der Sh. Abd El-Khalik Tharwat Nr. 36 in Downtown Kairo ihre Pforten.

Carsten Eichenberger (KK)

Schleichendes Drama

Ein Bild des Barockmalers Carlo de Prevo, angeblich Darstellung eines jüdischen Ritualmordes, im polnischen Sandomir entfaltet Suggestivkraft

Die polnische Stadt Sandomir (Sandomierz) ist für ihre Hexenpogrome und -verfolgungen sowie deren Sabbate bekannt. In der dortigen Kathedrale, die dieses Jahr ihr 200-jähriges Jubiläum feiert, hängt ein Gemälde Carlo de Prevos, das einen angeblichen jüdischen Ritualmord an christlichen Kindern darstellt. Bilder haben große Kraft. Und es gibt Bilder, die die Weltanschauung prägen. Eine Anthropologiestudentin steht vor dem Gemälde „Infanticidia“, also „Kindermörder“, von Carlo de Prevo und zeigt sich sichtlich schockiert, während sie es beschreibt: „Die Juden prüfen das Kind und gewinnen Blut daraus. Sie schleudern es in ein mit Nadeln gespicktes Fass. Die sterblichen Überreste werfen sie einem Hund zum Fressen vor.“

Wer war Carlo de Prevo? – Dieser verarmte Barockmaler italienischer Herkunft suchte in Polen nach Förderern und Ruhm. Er schuf in der Kathedrale von Sandomir in Südostpolen einen Zyklus namens „Martyrologium Romanum“, auf dem zu sehen ist, wie christliche Priester brutal hingerichtet

werden. Ihre Leiden sollten die Gläubigen emotional erschüttern und ihre Frömmigkeit stärken. Zu dem Zyklus gehört auch das Kindermörder-Bild. De Prevos „Infanticidia“ hat dabei allerdings eine besondere Stellung. Es wurde als Beweis angeblicher jüdischer Ritualmorde von 1698 und 1710 in Sandomir gedacht.

In Auftrag hat es 1708 der Geistliche Stefan Zuchowski gegeben. Er war es, der die Sandomirer Juden der Ritualmorde angeklagt hat. Dort bildeten sie die Hälfte der Gesamtbevölkerung, waren besser organisiert als die Christen und daher auch wohlhabend, meint der Kunsthistoriker und Ökonom Kacper Polanski: „Die Juden waren besser vernetzt und halfen sich gegenseitig. Es gab Unterstützungskassen. Die Christen dagegen konkurrierten nur miteinander. Letztendlich mussten sie zugunsten der Juden ihr Gewerbe aufgeben. Die Juden wurden stark im Handel und dadurch immer reicher. Sie kauften Mietshäuser in der Altstadt auf. Das war der größte Zankapfel damals.“

*Darf als Kunst
durchgehen, was
mit so viel Entsetzen
einhergeht? Helfen
kann da nur Aufklä-
rung und Vernunft,
leider immer noch
keine Selbstver-
ständlichkeit: Carlo
de Prevo, „Infantici-
dia“ (dt. „Kindermör-
der“), Kathedrale in
Sandomir*
Bild: der Autor



Doch trotz der Prozesse konnte man nicht alle Juden aus der Stadt vertreiben. 1942 richteten dann die Deutschen in der Stadt ein Ghetto ein und vernichteten die Juden. Selbst danach blieb die Ritualmordlegende immer noch bestehen. In Polen führte sie kurz nach dem Kriegsende zu einer Pogromwelle gegen Juden, deren Gipfel die Geschehnisse in Kielce darstellen. Dort wurden am 4. Juli 1946 über 40 polnische Juden ermordet und weitere 80 verletzt, nachdem ein Gerücht von einem entführten christlichen Jungen die Runde gemacht hatte.

Mit den alten Mythen setzte sich der polnische Krimiautor Zygmunt Miłoszewski auseinander. In seinem verfilmten Buch „Ein Körnchen Wahrheit“ von 2014 werden Leichen unweit der alten Synagoge in Sandomir gefunden, das jüdische Schächtmesser Chalef in der Nähe. In den toten Körpern ist überhaupt kein Blut mehr – wie bei der jüdischen Schlachtung eines Tieres. Unter den Menschen werden

antisemitische Vorurteile wieder wach. Das Medieninteresse ist enorm. Hysterie breitet sich aus. Miłoszewski schreibt: „Man sollte die Kinder vor dem Mysterium des Bluts schützen. Vielleicht sind die Ritualmorde durch Zufall nach Polen zurückgekehrt. In jeder Legende steckt ein Körnchen Wahrheit. Und Fakt sind zwei Tote.“

Die Geschichte der Ritualmordlegende ist lang: Sie beginnt Mitte des 12. Jahrhunderts in England mit einem Kind aus Norwich. Die Legende besagt, dass Juden den Jungen gekreuzigt hätten. Nach dem Judenpogrom von 1235 in Fulda sagte man Juden nach, sie würden das Blut von Christenkindern nutzen, um bei ihren Beschneidungsritualen die Blutungen jüdischer Säuglinge zu stillen. Die Juden sollten außerdem aus Hass gegen das Christentum töten, die Kreuzigung Christi wiederholen und so schänden. Die Vorstellung, Juden könnten christliche Kinder zu Ritualzwecken ermorden, war von nun an in dem Bewusstsein der Menschen vorhanden.

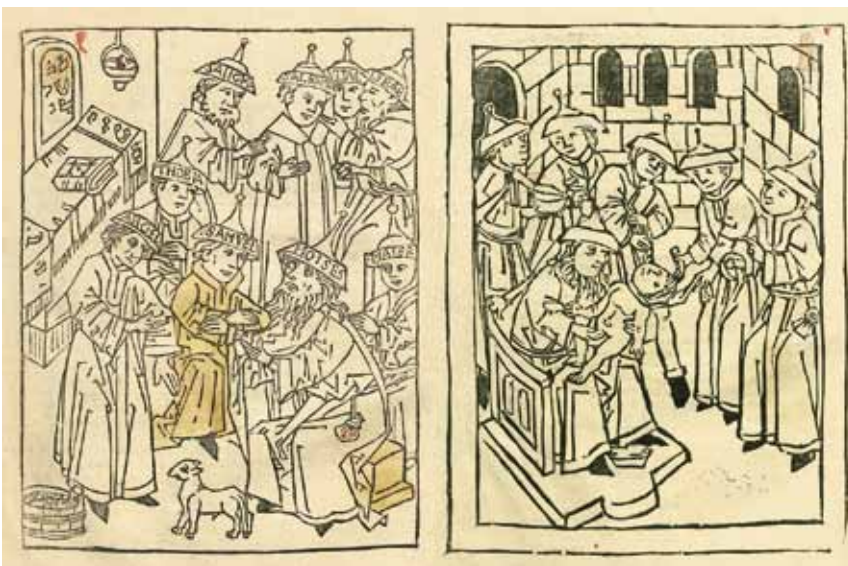
Laut verschiedenen Studien war fast jede jüdische Gemeinde im Laufe der nächsten Jahrhunderte einmal oder mehrmals mit dem Ritualmordvorwurf konfrontiert.

Ihren Höhepunkt erreichte die Legende nach dem Trienter Judenprozess von 1475, unterstreicht Professorin Anna Mycielska, Leiterin des Zentrums für Jüdische Studien und Lehre am Historischen Institut in Warschau. Während des Prozesses wurde den Juden vorgeworfen, sie hätten den zweijährigen Simon brutal ermordet und aus seinem Blut Matzen für das Pesachfest hergestellt. In Wirklichkeit besteht das ungesäuerte Brot, die Mazza, nur aus einem besonderen Mehl und Wasser. In der Geschichte um die angeblichen Ritualmorde gibt es nur ein einziges Ereignis, das wirklich stattgefunden hat, so die Forscherin: „Es ist das Verschwinden von Kindern und dann das Auffinden ihrer Leichen. Es waren allerdings keine Opfer angeblicher Ritualmorde. Schuld an ihrem Tod waren verschiedene Unfälle oder Angriffe wilder Tiere. Unbegründet ist auch, Essen und Blut in Verbindung zu bringen. Die jüdische Küche verbietet den Verzehr von Blut, das Fleisch muss absolut rein sein“.

Die Geschichte des Simon von Trient und der angeblichen Ritualmorde publizierte der Buchdrucker Albert Kunne als Propagandaschrift auf Deutsch und versah sie mit Bildern. Sie wurde zum Vorbild für zahlreiche ähnliche Legenden. Die Bilder mussten dabei möglichst suggestiv wirken, damit man daran glauben konnte. Papst Sixtus IV. verurteilte den Simon-Kult und warnte vor steigender antijüdischer Stimmung.

Der Krimiautor Miłoszewski zeigt, wie gefährlich solche Legenden werden können. Antisemitismus breitet sich nämlich heute wieder in der Welt aus. Eine 2012 publizierte Studie des Forschungszentrums gegen Vorurteile in Warschau stellte fest, dass knappe 10 Prozent der Polen an Ritualmorde glauben oder Geschichten darüber für glaubwürdig halten. Das Stereotyp ist besonders unter wenig gebildeten Bürgern in ländlichen Regionen verbreitet.

Eine Gruppe von Anthropologiestudenten stellte die gleiche Frage in Sandomir. Eine Studentin ist schockiert über die vielen Menschen, die die Legende von den Ritualmorden für plausibel halten: „Wie kann man an sowas glauben? Man ist ein netter



So prekär die Darstellung erscheint, so muss die Gesinnung dahinter gewesen sein: Albert Kunne, Hystorie von Simon zu Trient, 1475, Bayerische Staatsbibliothek München

Mensch, jung oder alt, und gleichzeitig glaubt man, dass in einem Schrank oder Keller mal ein Christ gefunden würde, der von Juden gefoltert worden wäre.“

Katarzyna Ziolo, stellvertretende Bürgermeisterin von Sandomir, setzt auf Bildung. Sie will die jüdische Geschichte der Stadt verstärkt ins öffentliche Bewusstsein bringen: „Die jüdische Geschichte ist für die Stadt sehr wichtig. Wir renovieren die alte Synagoge und konzipieren einen Lehrpfad. Ich will die Bevölkerung von Sandomir für diese Geschichte sensibilisieren. Man darf sie nicht missbrauchen.“

Man hat die Zusammenhänge mit der Geschichte des Simon von Trient inzwischen vergessen. Gegen das Sandomirer Gemälde gab es Proteste, mehrere künstlerische Aktionen und wissenschaftliche Untersuchungen fanden statt. So wurde es zum Symbol lokaler Vergangenheit und als solches mit aufklärenden Kommentaren versehen. Doch die Frage bleibt, ob wissenschaftliche Konferenzen und Kommentare die Suggestivkraft eines Bildes brechen können.

Arkadiusz Łuba (KK)

Ein Staat ward erfunden

100 Jahre Tschechoslowakei – Entstehung und Geschichte aus sudetendeutscher Sicht

In diesem Jahr können Tschechen wie Sudetendeutsche auf die Ausrufung und Gründung eines neuen Staates in Mitteleuropa zurückblicken. Als Datum dieser Staatsgründung gilt der 28. Oktober 1918, als ein tschechoslowakischer Nationalausschuss in Prag die Macht übernahm. Am 29. Oktober 1918 proklamierten deutsche Abgeordnete aus den böhmischen Ländern „Deutschböhmen“ als Teil eines künftigen deutsch-österreichischen Staates, der sich an das Deutsche Reich anschließen wollte.

Der neue tschechoslowakische Staat beanspruchte jedoch das gesamte Territorium der historischen böhmischen (mährisch-schlesischen) Länder und konnte durch eine militärische Besetzung vollendete Tatsachen schaffen. Die sudetendeutschen Massendemonstrationen am 4. März 1919 bewiesen jedoch den eindeutigen Willen, zu Deutsch-Österreich bzw. zu Deutschland zu gehören und nicht zu einer wie immer konstruierten Tschechoslowakei.

Die tschechischen Exilpolitiker Tomáš Masaryk und Edvard Beneš (mit einigen Slowaken im Schlepptau) aber hatten



Wer wird immer gleich an Kafka denken? Das Schloss scheint nur unwirklich: Karlsbad, aufgenommen von Zdenek Halámek

Bilder: KünstlerGilde Esslingen

durch jahrelange politische Propaganda im westlichen Ausland die Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie als eines überlebten demokratiefeindlichen Staatsgebildes gefordert. Sie beschuldigten die Monarchie der jahrhundertelangen Unterdrückung der Tschechen, Slowaken und Südslawen.

Diese Ziele stimmten mit den Kriegszielen der Alliierten überein, die – insbesondere Frankreich und Großbritannien – Österreich und Deutschland gleichermaßen schwächen wollten. Die zugleich erhobene Forderung nach Selbstbestimmung (das Selbstbestimmungsrecht) sollte die machtpolitischen Ziele ideologisch unterfüttern. Es diente also vor allem als Sprengmittel gegen die konstitutionellen Monarchien Mittel- und Osteuropas. Abstimmungen wie in Teilen Oberschlesiens und Ostpreußens fanden nur dort statt, wo man sich eine Stärkung zum Beispiel des wiedererstandenen Polens erwartete.

Der während der Pariser Friedenskonferenz maßgebliche tschechische Politiker Edvard Beneš, der spätere Außenminister und dann mit Unterbrechungen zweimalige Präsident der Tschechoslowakei, wuss-

te Bescheid. Auf die Frage, wie sich die Deutschen (die Sudetendeutschen) der böhmischen Länder bei einer Abstimmung entscheiden würden, antwortete er klipp und klar: „They would vote for exclusion“ (Sie würden für ein Ausscheiden stimmen).

Um all das zu verhindern, war ihm kein Mittel zu perfide – keine Propagandalüge zu absurd –, auch über den 4. März 1919. Tomáš Masaryk stand auch nicht an, die Deutschen als „Migranten und Kolonisten“ zu diffamieren (wo sie durch böhmische Könige schon im 13. Jahrhundert mit vollen Rechten gerufen worden waren!) und eine baldige „Entgermanisierung“ anzukündigen. Heute würden wir die damals führenden tschechischen Politiker als Nationalisten und Rassisten bezeichnen, denen später ein gewisser Adolf Hitler nacheiferte.

Mit den Ereignissen von 1918/1919 waren die Ursachen für den tschechisch-sudetendeutschen Konflikt geschaffen. Als sich die Machtverhältnisse in Mitteleuropa durch den Aufstieg der populistisch-faschistischen Parteien und Staaten änderten, kam es zur Revision der durch Versailles und St. Germain geschaffenen neuen Staatsgebilde, auch der Tschechoslowakismus erwies



Das Haus hier wiederum so wirklich, dass es unwirklich erscheint: Bernhard Soreck, Zeitgeschichte

sich 1939 und dann 1993 endgültig als eine unhistorische und künstliche Konstruktion, als ein Irrweg der Geschichte.

Es folgten sechs Jahre einer tschechischen Quasi-Staatlichkeit unter tatsächlicher deutscher Herrschaft, denn das Bad Godesberger und das Münchener Abkommen waren für Hitler nur Zwischenschritte zur Beherrschung Mitteleuropas. Und hier ist auch mit der hartnäckig verbreiteten Legende aufzuräumen, dass die Tschechen in München nicht dabei gewesen wären: Sie hatten nämlich vorher – wenn auch unter Protest und Schmerzen – der Abtretung der sudetendeutschen Gebiete zugestimmt. Für sie hatten ihre Verbündeten Frankreich, England und Italien gehandelt. Um einen Krieg zu vermeiden, war die falsche Entscheidung von 1919 revidiert worden – in der Hoffnung auf eine Beilegung des bestehenden Konflikts. Für Hitler war die Sudetenfrage nur ein Sprengmittel, unter dessen Einsatz er seine Expansionspläne weiter befördern konnte.

1945 folgte schließlich die Katastrophe für die Sudetendeutschen, die der maßlosen Rache von Beneš und Gottwald ausgeliefert wurden. An ihnen konnte man sich durch Enteignung, Misshandlung, Versklavung und Vertreibung schadlos halten für die nationalsozialistische Unterdrückung und Ausbeutung. Mit dem blutrünstigen Diktator Josef Stalin hatte man entsprechende Verträge geschlossen, mit der Roten Armee als Rückendeckung konnte man die in England und Moskau ausgebrüteten Völkermordaktionen ausführen, diesmal die „große Säuberung“ in Mitteleuropa.

Diese wurden von Winston Churchill und Präsident Roosevelt mitbetrieben und mit heute unerklärlicher politischer Verantwortungslosigkeit in Potsdam und danach ausgeführt. Es war ein unentschuldbarer Verrat an menschlichen und christlichen Geboten und Grundsätzen. Nach drei Jahren scheinbarer Wiederauferstehung verordnete sich die tschechoslowakische

„Nation“ eine kommunistische Diktatur als Satellit der Sowjetunion, und das blieb sie trotz der vorübergehenden Tauwetterperiode von 1968 bis zum Zusammenbruch des europäischen Kommunismus und der DDR im Jahre 1989. Nicht genug damit – 1992 verselbständigten sich die unzufriedenen Slowaken ein zweites Mal und wohl für unabsehbare Zeit.

Die Sudetendeutschen, das „dritte Volk“ der böhmischen Länder, erhofften damals einen grundlegenden Wandel und die Abkehr von der Beneš-Politik. Dies ist nur zum Teil geschehen, es blieb vielfach bei verbalem Bedauern einiger Politiker wie Václav Havel, Karel Schwarzenberg, Daniel Herman und bei Besuchen tschechischer Ministerpräsidenten in München sowie tschechischer Bischöfe und einzelner Persönlichkeiten. Während Enteignungen tschechischer Bürger und der christlichen Kirchen inzwischen weitgehend rückgängig gemacht worden sind, ist von einer entsprechenden Regelung für die deutschen Opfer nicht die Rede.

Tschechen und Sudetendeutsche sind heute ungleiche Partner. Dem tschechischen Staat steht eine private Organisation sudetendeutscher Bürger gegenüber, in einigen Fragen durch die Schirmherrschaft Bayerns unterstützt. Das tschechoslowakische Exil hatte sowohl 1918 wie 1945 mächtige Verbündete, ja sogar die damaligen Weltmächte auf seiner Seite. In Deutschland und Österreich sieht man die sudetendeutschen Wünsche durch die Freizügigkeit, eine sehr begrenzte finanzielle Unterstützung der Kulturarbeit, deutsch-tschechischer Projekte und Partnerschaften als befriedigt an. Mit der gravierenden Unrechtspolitik der Beneš-Periode möchte man sich lieber nicht mehr befassen und hofft auf die zunehmende Verflechtung in der Europäischen Union.

Der tschechoslowakische Staat – wie er 1918 aus der Taufe gehoben wurde – bestand keine 100 Jahre. Über 50 Jahre war



Es kostet Mühe, die Dinge halbwegs ins Lot zu bringen, erst recht, sie im Lot zu halten: Herbert Volwahsens Skulptur „Balance“

Bild: Dieter Göllner

er von Großmächten wie Russland oder Deutschland beherrscht und keinesfalls selbständig. Auch der Umfang seines Territoriums, seine Bevölkerung und deren ethnische Zusammensetzung waren starken Veränderungen unterworfen, zum Teil durch das Einwirken fremder Staaten, zum Teil durch eigene Entscheidungen und katastrophale Fehler tschechoslowakischer Politiker. Die Vertreibung der Sudetendeutschen war nicht nur ein monströses Verbrechen, sondern auch eine Form der Selbstamputation.

Im Rückblick könnte man über die Jahrhunderte unter der Herrschaft der Habsburger fast von einer goldenen Zeit der böhmischen Länder sprechen.

Rüdiger Goldmann (KK)

Heimat feiern

Ostpreußen, Pommern und Schlesier auf dem Plateau vor Schloss Burg

Diesmal war das Wetter auf der Seite der Veranstalter. Bei schönstem Sonnenschein konnten die zahlreich erschienenen Ostpreußen, Pommern und Schlesier auf dem Plateau vor Schloss Burg bei Solingen ein gelungenes Heimatfest feiern. Zum Gelingen des Treffens trugen auch das Platzkonzert mit dem Oberschlesischen Blasorchester Ratingen und der schwungvolle Auftritt der Tanzgruppe Danzdeel Salzkotten bei.

Ein Besuch der Gedenkstätte des Deutschen Ostens weckt immer noch bei vielen Menschen Erinnerungen an die Vergangenheit und an die alte Heimat.

Hier war auch die Ausstellung unter dem Motto „Vertrieben – und vergessen? – Pom-

mern in der deutschen und europäischen Geschichte“ untergebracht. Großes Interesse galt Büchern und Bildbänden, aber auch Wappen und Stickern sowie den kostbaren Bernstein-Schmuckstücken.

Es wurde in Publikationen wie die „Preußische Allgemeine Zeitung“, „Fritz“ (Junge Zeitschrift für Ostpreußen) und „Schlesien heute“ neugierig geblättert, Landkarten, Archiv-Fotografien und seltene Buchausgaben aus den Heimatregionen eingehend studiert. Darüber hinaus war eine Auswahl von Büchern aus profilierten Verlagshäusern wie Heiligenwalde, Rautenberg und Weltbild zu sehen.

Am Stand der Jugendorganisation BJO (Bund Junges Ostpreußen) sowie bei „Café Lorbaß“ erhielten die Besucher Informationen zu den abwechslungsreichen Aktivitäten der jungen und jung gebliebenen Mitglieder, denen es um die Bewahrung des kulturellen und geschichtlichen Erbes Ostpreußens geht. Vor allem jedoch bot das Treffen den Besuchern die Möglichkeit, mit Landsleuten zu „plachandern“ sowie persönliche Erlebnisse und Geschichten von gestern und heute auszutauschen. Neben schlesischen Mohnkuchen und traditionellen Brotspezialitäten sowie pommerschen Salzkuchen gab es auch edle Tropfen zu verkosten. Zur Wahl standen unter anderem Schit-Lot-Em, Kroatzbeere oder Stonsdorfer.

Das Geläut der Königsberger und der Breslauer Glocken sowie das Totengedenken mit Kranzniederlegung stimmten die Besucher auf den offiziellen Teil des Kulturprogramms am Vorplatz der Gedenkstätte ein. Anwesend waren die Bürgermeister von Remscheid und von Solingen sowie mehrere Honoratioren aus politischen und sozialen Bereichen.

Wilhelm Kreuer, Vorsitzender der Landsmannschaft Ostpreußen, Landesgruppe

Nordrhein-Westfalen, bezog sich in seinem Grußwort auf die ostpreußische Identität, die als Teil der gesamtdeutschen Kulturlandschaft zu begreifen ist. „Bestimmt stellen sich einige der hier Anwesenden die Frage: Was will die Landsmannschaft Ostpreußen, was wollen die Vertriebenen heute überhaupt noch? Sind die Themen heute noch relevant? Der Zweite Weltkrieg ist doch 73 Jahre her“, fragte Kreuer und bot gleich eine adäquate Antwort: „Nun, wir Ostpreußen sind selbstbewusst genug, auf unsere 700jährige deutsche Geschichte zu verweisen. Ostpreußen ist nicht nur Teil unserer Geschichte, sondern auch unserer Kultur und unserer Identität.“

Rudi Pawelka, Vorsitzender der Landsmannschaft Schlesien in Nordrhein-Westfalen und BdV-Landesvorsitzender, betonte, dass das reiche ostdeutsche Erbe bewahrt und gepflegt werden müsse, damit es nicht in Vergessenheit gerät. Die Kulturveranstaltung auf Schloss Burg, bei der jede der drei teilnehmenden Landsmannschaften ihre kulturellen Eigenarten aufzeigt, sei eine Bereicherung für alle.

Detlef Lindemann, Vertreter der Pommerschen Landsmannschaft Nordrhein-Westfalen sowie Vertreter der Bundes-

*Jung waren sie
einst daheim,
aber Heimat
feiern wollen
sie jetzt hier, die
verlorene ebenso
wie die gefundene,
und dafür ist
ihnen kein Weg
zu weit und kein
Sommer zu heiß*

Bilder: Dieter Göllner





*Heimat erlesen:
Die Bücherstände
der Landsmann-
schaften und der
Verlage mit ein-
schlägigem Sor-
timent erfreuen
sich stets großen
Zuspruchs*

landsmannschaft der Pommern, definierte den Begriff „Heimat“ und betonte, dass es sich dabei nicht nur um etwas Vergangenes handle, sondern dass Heimat die Menschen von innen und von außen her geprägt habe. Es sei ein wichtiges Anliegen der Landsmannschaft, die junge Generation für die Geschichte und Kultur Pommerns zu interessieren: „Ein Mensch kann seine Zukunft nur gewinnen, wenn er weiß, wo seine Wurzeln sind und wo er herkommt. Pommern lebt so lange, wie wir es wollen!“

Den Festvortrag hielt der 1938 in der Wallensteinstadt Sagan/Schlesien geborene Hans Eifler, der sowohl informativ als auch emotional auf „Das Unrecht der Vertreibung – gestern wie heute ein Thema von Relevanz“ einging.

Das unterhaltsame Kulturprogramm der Gruppe Danzdeel Salzkotten begeisterte mit Chor, Musik und Volkstänzen aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien die Besucher. Durch immer weitere Zugaben wurde der Zeitrahmen sogar deutlich überschritten.

D. G. (KK)

„Die Reise nach Tilsit“ nach Hermann Sudermann in Elmshorn

Am 24. August 2018 feiert das Stück „Die Reise nach Tilsit“ Premiere an der Dittchenbühne – die Theaterfassung einer Erzählung des ostpreußischen Schriftstellers Hermann Sudermann.

Mehrfach verfilmt und fürs Theater aufbereitet wurde die „Reise nach Tilsit“ seit der Veröffentlichung 1917 bereits – ein Grund dafür ist sicherlich die Vielschichtigkeit der Vorlage.

Auch auf der Dittchenbühne war sie bereits 2004 zu sehen, so dass man gespannt darauf sein kann, wie Dittchenbühnen-Chef und Autor Raimar Neufeldt das Stück dieses Mal anlegt.

Informationen beim Forum Baltikum – Dittchenbühne, Hermann-Sudermann-Allee 50, 25335 Elmshorn, 04121/89710, buero@dittchenbuehne.de.

(KK)

Klartext gegen das Raunen

Horst Samson und Anton Sterbling (Hrsg.): „Die Sprache, die auf das Nichts folgt, die kennen wir nicht“. Sätze und Texte für Richard Wagner. Pop Verlag, Ludwigsburg 2018; 317 Seiten, 23 Euro

Mit dem Satz : „In einer am Rande des Sprachraums gelegenen Region bist Du, lieber Richard, als Leader der Aktionsgruppe gestartet und inzwischen in der Mitte des literarischen Geschehens fest verankert“, gratulierte Albert Bohn im vergangenen Jahr dem Schriftsteller und streitbaren Publizisten Richard Wagner zu dessen 65. Geburtstag. Die Glückwünsche Dutzender Freunde und Bekannter, die zunächst in der vom Münchener Institut für Kultur und Geschichte Südosteuropas herausgegebenen Zeitschrift „Spiegelungen“ erschienen, finden sich in dem vom Pop Verlag Ludwigsburg veröffentlichten Buch „Die Sprache, die auf das Nichts folgt, die kennen wir nicht“ wieder. Der mit Grafiken und Malereien von Walter Andreas Kirchner, der wie Wagner aus dem rumänischen Banat stammt, reich illustrierte Band enthält darüber hinaus Texte von Wagner selbst und weiteren Autoren sowie kunsthistorische, literaturwissenschaftliche und essayistische Beiträge.

Die Anmerkung Bohns, der zu den Mitgliedern der 1972 gegründeten und nur wenige Jahre später vom rumänischen Geheimdienst Securitate zerschlagenen literarischen Gruppierung Aktionsgruppe Banat zählt, und die für viele Wegbegleiter und Leser Wagners evident ist, verdeutlicht der Literaturkritiker und Übersetzer Gerhardt Csejka: Rund 40 Titel zähle Wagners Werk bisher. Bereits vor seiner Ausreise 1987 mit seiner damaligen Frau Herta Müller hatte er mehrere Gedichtbände und Kurzprosa veröffentlicht. Seither aber erschienen in verschiedenen deutschen Verlagen, darunter Rotbuch,

Luchterhand, Klett-Cotta, Aufbau oder Hoffmann und Campe, in rascher Abfolge zahlreiche Romane, von denen insbesondere „Habseligkeiten“ von der Kritik wie von den Lesern sehr gut aufgenommen wurde, Sachbücher zum zeitgeschichtlichen Geschehen, Bücher mit ebenso glänzenden wie pointierten Analysen über die Verfasstheit der deutschen Gesellschaft sowie Lyriksammlungen. Beeindruckend viele Bücher hat Wagner in den vergangenen Jahren der Parkinson-Krankheit abgerungen, darunter den gemeinsam mit Thea Dorn geschriebenen Bestseller „Die deutsche Seele“ und den essayistischen Streifzug durch die Donaumonarchie „Habsburg“, bei dem es neben ihren politischen und geistigen Auswirkungen, neben Joseph Roth oder Franz Kafka, auch um Temeswar und die Doboschtorte geht. Sogar seine Krankheit hat Wagner gewissermaßen in einem sublimer Racheakt zum Thema gemacht mit „Herr Parkinson“, einem luziden und bewegenden Buch.

Eine Ehrung dieses ebenso scharfsinnigen wie außergewöhnlich produktiven Autors, der in den vergangenen Jahrzehnten zudem oft mit Stellungnahmen und Gesprächen in der geschriebenen deutschen Presse sowie im Rundfunk vertreten war, bot sich an.

Die Herausgeber des Wagner gewidmeten Buchs, Horst Samson und Anton Sterbling, weisen in ihrer Einführung darauf hin, dass diese Sammlung eine Fortsetzung zweier im vergangenen Jahr von Wagner beziehungsweise in Zusammenarbeit mit ihm veröffentlichten Büchern sowie den oben genannten Gratulationen ist. Sie fügen hinzu, dass die Zeit für die einzelnen Beiträge knapp bemessen gewesen sei, da der Band zur jüngsten Buchmesse in Leipzig vorliegen sollte, bei der Rumänien Schwerpunktland war. Erwartungen, dass zusammen mit dem Autor auch sein vielfältiges bisheriges Werk gewürdigt wird, kann das Buch somit nicht erfüllen. Doch die literarischen Texte

vermitteln zusammen mit den unterschiedlichen Ansätzen und Herangehensweisen der anderen Beiträge facettenreiche Einblicke in die Anfänge der Aktionsgruppe Banat, einer literarischen Gruppierung, wie es sie bis dahin weder im Banat noch in Siebenbürgen oder in der Bukowina gegeben hatte, und in eine Literatur, die ihren Platz im binnendeutschen Geschehen schon lange behauptet.

Eine willkommene Wiederentdeckung in diesem Sinn ist „die letzte banater story“ von Gerhard Ortinau, der „offene brief eines auf den mond verschlagenen“, der erstmals vor mehr als vier Jahrzehnten in Rumänien erschien. Persönlichkeiten der Geschichte und Kunst, Prinz Eugen von Savoyen, der Maler Stefan Jäger, der Romancier Adam Müller-Guttenbrunn, einiges von dem, was für Ortinaus Landsleute identitätsstiftend war oder als solches zu gelten hatte, werden auf die Schippe genommen. Der ironische Ton und die Selbstironie, von der die Aktionsgruppe selbst nicht ausgenommen wird, sind durchgehend, der „brief“ wirkt bis heute frisch und scheint im Hinblick darauf, dass Ortinau wenig später die Ausreise beantragte und somit nicht mehr veröffentlichen konnte, wie eine Prophezeiung oder ein Vermächtnis. Darüber hinaus war die deutliche Abgrenzung von den Reliquien der banat-schwäbischen Gemeinschaft für die gesamte Gruppe der damals sehr jungen Leute Programm. Dem Prosastück steht Anton Sterblings Fragment „Die serbische Katze, die nie nach Horka kam“ gegenüber. Jahrzehnte später schreibt er, der wie Ortinau Gründungsmitglied gewesen ist, die Satire quasi fort, nimmt noch einmal den Ton auf und hält ihn! Weil die Aktionsgruppe, so die Beschreibung, in der „Juchtenkäferrepublik“, in der seit Jahrhunderten eine grün-linke Regierung an der Macht ist, als gefährlich gilt, folgt die Deportation in eine Strafkolonie. Dort führt Herta Müller Gespräche mit Franz Kafka, Johann Lippert erweitert und vertieft seine Dorfchronik, Rolf Bossert übersetzt alles ins Banater Berglanddeutsch und William Totok arbeitet an Portraits ehemaliger Securitate-Offiziere, während Goethe erhaben Schlittschuh läuft.

Neben einer Auswahl von Gedichten Wagners enthält das Buch auch Lyrik von Ilse Hehn, Lippert, Traian Pop, Samson und Hellmut Seiler. Lippert ist dabei etwas Besonderes gelungen: Aus Gedichtüberschriften und Gedichtzeilen,

die aus einer Reihe von Veröffentlichungen Wagners stammen und von denen einige noch in Rumänien erschienen sind, hat er einen Text montiert, der als Ganzes poetisch funktioniert und in seiner Eigenständigkeit überzeugt. Die Hommage an den Freund könnte origineller nicht sein. Sehr lesenswert ist auch ein autobiographisch gefärbter Essay des Publizisten und Übersetzers Georg Aesch. Ohne eine Analyse der Gemeinschaft der Deutschen Siebenbürgens und ihrer Mentalitätsmuster zu liefern, zeigt er auf, mit welchen Mitteln das kommunistische Regime die Menschen in die innere und schließlich auch in die faktische Emigration trieb. Aesch schreibt von der damals herrschenden Angst und dem Schweigen, das sich die Minderheit teilweise selbst verordnete. Dichter, wie Wagner einer sei, hätten dem Raunen schließlich Worte gegeben.

Während sich der Literaturwissenschaftler Peter Motzan mit neuen Modellen zur Beschreibung der deutschsprachigen Minderheitenliteraturen auf dem Gebiet Rumäniens befasst, wertet sein Kollege Stefan Sienerth einen Briefwechsel zwischen Wagner und einer jungen Frau aus, der in den Jahren 1969–1971 stattgefunden hat. Wagner ging zu jener Zeit noch ins Gymnasium, bevor er im Herbst 1971 das Germanistikstudium in Temeswar aufnahm.

Nicht etwa eine Liebesbeziehung macht den Gegenstand dieser Briefe zweier junger Menschen aus, die einander nie gesehen haben, sondern Leseerlebnisse, literarische Vorlieben und der Austausch eigener literarischer Versuche. Wagner berichtet, er habe Fjodor Dostojewski, Gustave Flaubert, Jean-Paul Sartre, Samuel Beckett und Ingeborg Bachmann gelesen, seine Briefpartnerin aus Arad empfiehlt ihm Günter Grass, Wolfgang Borchert und Peter Handke. Wobei nicht nur die Belesenheit der beiden erstaunlich ist, sondern auch hinzugefügt werden muss, dass man damals ohne die Hilfe kundiger Freunde und Verwandter aus Westeuropa kaum an Bücher zeitgenössischer Autoren aus jenem Teil der Welt kam. Beide hatten bereits in rumäniendeutschen Publikationen veröffentlicht und zeigen sich am Literaturbetrieb und seinen Akteuren sehr interessiert. Der Briefwechsel ging auch nach der Ausreise der jungen Frau eine Zeitlang weiter. Sienerth zitiert aus dem vermutlich letzten Brief Wagners, in der dieser auf die Frage, was in Sachen Dichtung in Rumänien los

sei, schreibt: „wie immer nicht viel und doch ein wenig mehr. die verteidiger der tradition haben noch immer das zepter in der hand.“

Es sollte nicht lange so bleiben, denn bereits 1973 erschien Wagners erster Gedichtband mit dem programmatischen Titel „Klartext“, und niemand, der von Literatur etwas verstand, hatte Zweifel daran, dass sich damit ein vielversprechender Autor ankündigte. Selbst wenn es damals vom Rand bis zur vermuteten literarischen Mitte noch ein weiter Weg sein sollte.

Rudolf Herbert (KK)

„... viel Weizen und noch mehr Unkraut“

Christian Heidrich: Wo bitte geht's nach Königsberg – eine Wanderung von West nach Ost, EOS Verlag, St. Ottilien 2017, 395 S., 19,95 Euro

Christian Heidrich, der auch Polnisch sprechende Oberschlesier und promovierte Theologe, Gymnasiallehrer für katholischen Religionsunterricht am Leibniz-Gymnasium in Östringen und regelmäßige Autor von „Christ in der Gegenwart“, lässt sich im Kölner Dom den Reisesegen geben. Dann geht er während eines Sabbatjahres nach 13 Jahren im Schuldienst Ende Juli 2014 zu Fuß von Köln nach Königsberg/Kaliningrad und schreibt darüber ein originelles Buch.

Es ist kein eigentlicher Reiseführer, der Autor reflektiert – immer Kant- oder Fontane-Texte im Kopf – die durchwanderten Landschaften. Dabei interessiert ihn besonders die Geschichte, sonst lässt er seinen Gedanken freien Lauf. Menschen, denen er beim Kaffee begegnet, werden charakterisiert, nur zu oft wird erwähnt, dass Heidrich Vegetarier ist. Zwei Seiten aus dem Kant-Büchlein „Deines Lebens Sinn“ von Wolfgang Kraus liest Heidrich täglich, die letzten Seiten spart er sich für die Lektüre vor dem Kant-Denkmal an der Universität Kaliningrad auf.

Das erste Viertel des Buches gilt der Wanderung durch Westdeutschland, dann erreicht Heidrich durch den Harz das Gebiet der ehemaligen DDR mit literarischen Reminiszenzen und dann Polen. „Meine Wanderung lebt davon, dass ich auf-

breche, Augen und Ohren aufspere und mich auf das konzentriere, was mich anspricht, mich erfasst. Wandern ist das menschliche Maß.“ So geht es auf den Brocken. „Ist Quedlinburg eine Schöne, dann ist Halberstadt ein ... Biest“, mit dem er sich dann aber doch versteht. Magdeburg mit seinen zwei Ottos nennt Heidrich den am stärksten säkularisierten Flecken Deutschlands mit acht von der DDR abgerissenen Kirchen. Der heilige Norbert, Stadt- und Bistumspatron sowie Gründer der heute wieder in Magdeburg wirkenden Prämonstratenser, bleibt unerwähnt.

Potsdam und Berlin werden durchwandert, und Heidrich gelangt zu der Erkenntnis: „Preußen, das ist viel Weizen und noch mehr Unkraut.“

Knapp die Hälfte des Buches gilt dann Polen und der Oblast Kaliningrad. Heidrich vermutet, dass man mit dem Zug von Berlin nach Kaliningrad vielfach umsteigen müsste. Falsch, es gibt einen durchgehenden Nachtzug. In Polen vermisst der Autor Radwege, auf denen der Wanderer den Autos ausweichen könnte, selten findet er ein Stück des Jakobsweges. Preußen mag er nicht, trifft aber vielerorts auf die deutsche Geschichte, beginnend in der zerstörten Altstadt von Küstrin, wo deutsche wie polnische Touristen den Platz aufsuchen, auf dem nach der missglückten Flucht des späteren Friedrich II. sein Freund Katte hingerichtet worden ist. Wiederaufgebaut und „frisch renoviert“ wurde vieles – wie Heidrich öfter anmerkt – mit reichlich fließenden EU-Geldern.

Schneidemühl „mit seiner verworrenen deutsch-polnischen Grenzgeschichte“ wird erreicht, dann folgen Bromberg, Kulm und Graudenz. Mit Marienwerder geht es ins Gebiet des Deutschen Ritterordens, „Teil einer unversiegbaren deutsch-polnischen Großzählung, eines Mythos“. Heidrich schließt sich einer mehr als dreistündigen polnischsprachigen Führung durch die Marienburg an – „pure Schönheit, geistvolle Architektur“ –, die für ihn wohl überraschend den Orden gerecht würdigt. In Danzig werden die polnischen, preußischen und Danziger Wappen auf dem Hohen Tor erwähnt, und dann geht es über Elbing am Frischen Haff entlang ins Ermland/Warmia. Frauenburg, Dom und Kopernikus-Museum faszinieren.

Vor dem ausführlich beschriebenen Grenzübertritt in die Oblast Kaliningrad übernachtet

Heidrich in einem Dachzimmerchen im eigentlich durch Geschäftsleute ausgebuchten Braunsberger Hotel „Warmia“. Kein Wort über die einstige Hauptstadt des Ermlandes und ihre kulturelle Bedeutung. Ja, er hat sich in Frauenburg beim Fischessen den Magen verdorben, vielleicht hat er deshalb kein Interesse an St. Katharina, obwohl er an den dortigen Pfarrer zwei Bücher über Königsberg zur Aufbewahrung geschickt hatte, die in seinen Wanderrucksack nicht gepasst hätten.

Heidrich bekommt seine Königsberger Stadtführer zurück: Jürgen Manthey: Königsberg – Geschichte einer Weltbürgerrepublik, und Gunnar Strunz: Königsberg, Kaliningrader Gebiet. Er besucht aber anscheinend nicht St. Katharina. Kein Wort zur Statue von Regina Prothmann und ebenfalls nichts über ihre Kongregationsgründung und das große Mutterkloster der international tätigen Schwestern. Den bereits in Gollwitz von einem Radler empfangenen Rat, in Braunsberg und Königsberg Unterkunft bei den Katharinenschwestern zu suchen, befolgt er nicht. Stattdessen berichtet der Autor über den Kauf einer Zeitung mit Fußballberichterstattung und den Besuch der „turbulenten Europa-Bar“ zum Verzehr einer vegetarischen Pizza. In Königsberg wird er später durch Autoschlangen darauf aufmerksam, dass die Russen nach Braunsberg zum Einkaufen fahren.

Zu Recht wird der große Friedhof für die rund 31 000 Sowjetsoldaten – von denen nur etwa 4000 identifiziert werden konnten – erwähnt, die im Kampf um Ostpreußen gefallen sind. Vorher hat Heidrich in Frauenburg den zweisprachigen Gedenkstein gesehen: „450 000 ostpreußische Flüchtlinge flohen über Haff und Nehrung, gejagt vom unerbittlichen Krieg. Viele ertranken, andere starben in Eis und Schnee. Ihr Opfer mahnt zu Verständigung und Frieden. Januar – Februar 1945.“ Der Text, meint Heidrich, ist „reichlich diplomatisch, fast schon komisch, wenn das Attribut an dieser Stelle nicht so deplatziert klingen würde“.

Dem „Weltbürger aus Königsberg“ ist die von Marion Gräfin Dönhoff besorgte Kopie des im Krieg verlorengegangenen Kant-Denkmals vor der Universität gewidmet. Es ist das Ziel von Heidrichs langer ereignisreicher Wanderung. Er sieht auf dem hohen Granitsockel einen „jugendlich wirkenden Kant im Gehrock, mit Dreispitz und Stock in der linken Hand. Der rechte

Arm doziert ein wenig.“ „Der kritische Weg ist allein noch offen“ liest Heidrich am Schluss der „Kritik der reinen Vernunft“. An Kants Grab legt er eine gelbe Blume nieder.

Am Schluss des Buches gibt es eine Karte von dem Wanderweg. Mit drei Ausnahmen sind anders als im Text alle Orte nur polnisch bezeichnet. Nur auf dem Schutzenschlag gibt es Fotos, obwohl immer wieder vom Fotografieren die Rede ist. Es fehlen auch Zeitangaben, so dass nur aus dem Text geschlossen werden kann, dass es sich um den späten Juli bis zum Oktober 2014 handeln muss. Die endgültige Kilometerzahl würde den Leser auch interessieren.

Norbert Matern (KK)

„Heimat ist der Ort, wo man sich am fremdesten fühlt“

Eginald Schlattner: Wasserzeichen. Pop Verlag, Ludwigsburg 2018, 628 Seiten, 29 Euro

„Mir wurde der Atem knapp, nicht so sehr wegen des Steigens, vielmehr weil ich mich immer mehr im Dickicht der Familienlandschaft verfinke.“ Ob dem Schriftsteller beim Erinnern streckenweise auch der Atem wegblieb? – Das „Familiendickicht“, das er vorführt, erweist sich als harmlos gegenüber den zeitgeschichtlichen Verstrickungen, in die er selbst gerät. Doch für alle Akteure gibt es „ein Später. So oder anders. Selbst für mich.“

Von der Warte des „Später“ – genauer: zwischen 2006 und 2017 – reflektiert Schlattner im orthodoxen Waldkloster Spiridon und in seinem Pfarrhaus in Rothberg bei Hermannstadt über den Sommer 1947, den „letzten königlichen Sommer“, den er in dem „Haus mit der schiefen Fassade“ in der Tannenau in Kronstadt bei Großmutter, der „Griso“, und Malytante verbringt. Am 30. Dezember 1947 wird König Michael I. von den rumänischen Kommunisten gezwungen, abzudanken und das Land zu verlassen. Während des erbitterten Klassenkampfes muss die Familie Schlattner aus einer vornehmen Villa in eine Bruchbude, die Fogarascher „Rattenburg“, umziehen.

Die nächste Erinnerungsvolte setzt im Herbst 1950 an: Der Ich-Erzähler wechselt aufs Deut-

sche Lyzeum in Kronstadt und kommt in einem rumänischen Internat unter. Für die Feierlichkeit zum Schulbeginn verfügt er über nichts als einen „ausgelaugten Trainingsanzug“, von einem deutschen Offizier auf dem Rückzug am 23. August 1944 im Gästezimmer seines Elternhauses zurückgelassen. „Armselig bis zur Groteske“ ist die Garderobe, nicht aber die geistige Verfassung und Allgemeinbildung des jungen Eleven. Mit Letzterer beeindruckt er den Kreis der „Literaturbeflissenen, Schöngeligen, musisch Begabten, an höheren Dingen Interessierten“, die sich im „asymmetrischen Zehn-Tage-Takt“ in der Sakristei der Obervorstädter Kirche zu ausgiebigen Gesprächsrunden treffen. Hier lernt er seine Schulkollegen – Annemarie Schönmund, Susanna Sara Blau, Bileam Caesar Römer, Karl Carol Karoly Gelproth, Heiko von Khor, Richard Faber, Gunther Reissenfels, Reimar Schnitzel – näher kennen und vollzieht den „qualitativen Sprung“, der seine Position in der Klasse schlagartig verändern wird.

Einer stört allerdings die elitäre Runde: Odin Poseidon Saulus Prall (bei Schlattners Namensfindung für seine Romanfiguren müsste man Pate stehen!), der Junge mit den roten Boxhandschuhen und der roten Gesinnung. Während einer Diskussion über den Raketenpionier Hermann Oberth ruft er den Transzendenzverliebten spöttisch zu: „Euer Gefasel, ihr Altarschwalben, ihr Talarwanzen, alles stinkender Unsinn. Lasst euren Herrgott im Himmel sein Gemüse anbauen. Aber wir hier? Was brauchen wir Spazierfahrten im All, wenn auf der Erde alles drunter und drüber geht!“

Emotional drunter und drüber geht es in den Skiferien auf dem Königstein, in denen Hiltraut Ewamaria Scriptorius, Zwillingsschwester von Wiltrud Awemaria (nach dem Abitur Freundin des Ich-Erzählers), in eine Schlucht stürzt. Aber auch in den langen Sommerferien, in denen der Autor mit dem Bizykel und Heinrich Wachners „Kronstädter Heimat- und Wanderbuch für die Jugend“ seiner Kollegin Susanne Sara das Burzenland zeigt. Die Arbeit mit Carmencita, der lebenslustigen jungen Zigeunerin, die vieles übers Torfstechen und Fischefangen weiß, aber ihr Alter nicht kennt, fällt am Ende der Sommerferien auch verwirrend aus und wirft die Frage auf: „Verachten wir die Zigeuner?“ Die Frage wird von der Familie dezidiert verneint: Die Mutter stimmt prompt eine Arie aus dem

„Zigeunerbaron“ an; die Großmutter attestiert den Roma die „vornehmste Abstammung“; die kleine Schwester Elke phantasiert davon, gekidnappt zu werden und im Koberwagen durch die Welt zu reisen; den Bruder Uwe erinnern die Roma an „afrikanische Schmetterlinge, bunt und exotisch“; Bruder Kurtfelix bewundert ihre Wald- und Flurkenntnisse.

Doch nicht nur Mädchen flankieren den Weg des Heranwachsenden und verwirren ihn, auch der Krake Securitate streckt seine Tentakel in alle Richtungen aus. Die Verwirrung durch die Mädchen wird überwunden, die Unruhe hingegen, die der rumänische Geheimdienst in sein Leben bringt, verfolgt den Ich-Erzähler bis ins Erwachsenenalter hinein. Der Rat des Klavierbaumeisters Anselmus Cyriakus Scriptorius erweist sich als kostbar: „Wenn wir diese Zeit nicht nur überleben wollen, sondern in dieser Zeit leben wollen, dann müssen wir tun, als ob es die Securitate in unserem Kopf nicht gibt.“

Die vorletzte Episode gilt den Studienjahren in Klausenburg, wo der Ich-Erzähler zunächst Theologie studiert, aber nach zwei Semestern „als Ketzer“ von der Uni fliegt. „Verfolgt bis zur Selbstvernichtung von der Obsession eines totalitären Gottes, der dir dauernd auf die Finger sieht, durchs Schlüsselloch guckt, hinter die Kulissen luchst, sich in den verborgenen Winkeln deiner Seele einnistet“, landet er schließlich in der Psychiatrie, wo er täglich von seiner einstigen Schulkollegin und neuen Freundin Annemarie Schönmund, Studentin der Psychologie und Securitate-Spitzel, besucht wird. In der letzten Erzählvolte macht der Autor einen Zeitsprung und widmet sich der Begegnung mit seiner künftigen Ehefrau Susanne Dorothea: „Ich war damals unter den zweihunderttausend Sachsen die schlechteste Partie, eben aus der Haft [darauf wird in diesem Buch nicht eingegangen] entlassen, abgebrannt, übel beleumundet, kopfscheu, bettelarm. Was brachte ich in die Ehe mit? Einen leeren Koffer und einen verfilmten Namen.“ Erst 2007 wird Susanne Dorothea das Rothberger Pfarrhaus verlassen.

„Ein jeder geht für sich in seine Klosterzelle, mit seiner Schuld und Hoffnung. Heimat ist der Ort, wo man sich am fremdesten fühlt.“ Und der „Klosterzellen“ gibt es unzählige auf Erden. Davon legt dieser autobiographische Roman ein beredtes Zeugnis ab.

Ingeborg Szöllösi (KK)

Die Schwalbe war's und nicht die Fledermaus

Die Kafka-Konferenz 1963 in Schloss Liblice war ein Präludium des Prager Frühlings 1968, das wird immer klarer

Aus Sicht der im Ostblock bis 1989/90 herrschenden Kommunisten gab es unabwiesbare Gründe, die gegen eine Veröffentlichung der Werke des Prager Schriftstellers Franz Kafka (1883–1924) sprachen. Seine düsteren Romane und Erzählungen machten die Leser hellhörig und feinfühlig für die politischen Verfolgungen, denen sie während der Stalin-Zeit ausgesetzt waren und ausgesetzt blieben über den Tod des Moskauer Diktators 1953 hinaus. Wer den ersten Satz des Romans „Der Prozess“ (1925) las, erschauerte und fühlte sich an Selbsterlebtes erinnert: „Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.“

Niemand konnte im Frühjahr 1963 ahnen, welche Wirkung von der zweitägigen Kafka-Konferenz am 27. und 28. Mai ausgehen sollte, zu der der Prager Germanist Eduard Goldstücker (1913–2000) in das Barockschloss Liblice eingeladen hatte. Es ging darum, so stand es im Einladungstext, die „Bedeutung des Werkes Franz Kafkas unter den marxistischen Wissenschaftlern zu klären“. Ein durchaus legitimes Unterfangen, zu dessen ideologischer Absicherung sich der Tagungsleiter auf die Enthüllungen des XX. Parteitags der Sowjetkommunisten vom Februar 1956 berief und Franz Kafka, der seine Werke in deutscher Sprache geschrieben hatte, zum „Opfer des Personenkults“ im Stalinismus erklärte.

Eingeladen waren auch fünf Germanisten aus der DDR, die offensichtlich die Aufgabe

hatten, Franz Kafkas Texte zu historisieren. Zwei von ihnen, Klaus Hermsdorf 1959 in Ostberlin und Helmut Richter 1961 in Leipzig, hatten ihre Dissertationen über das Erzählwerk des Prager Autors geschrieben, was insofern mit einem „kafkaesken“ Beigeschmack behaftet war, als die Originaltexte Franz Kafkas bis dahin in keinem DDR-Verlag erschienen waren.

Als sechster DDR-Teilnehmer war die Schriftstellerin Anna Seghers (1900–1983) aus Ostberlin angereist, deren Exilroman „Transit“ (1943) über die Flucht deutscher Emigranten aus dem besetzten Paris 1940/41 nach Marseille deutlich erkennen ließ, dass sie mit den Werken des Prager Autors vertraut war. Enttäuscht verließ sie die Tagung vorzeitig und schrieb schon am 29. Mai an Georg Lukács in Budapest: „Diese Leute sind gegen Kafka, also bin ich für ihn.“

Der neuralgische Punkt dieser Konferenz war erreicht, als der Wiener Marxist Ernst Fischer (1899–1972) die Frage aufwarf, ob der von Karl Marx geprägte Begriff der Entfremdung des Menschen im Kapitalismus, deren literarischer Ausdruck Franz Kafkas Romane seien, nicht auch auf die sozialistische Gesellschaftsordnung angewandt werden müsste. Hier freilich war eine Grenze überschritten, die diese Literaturtagung zum Politikum machte. Besonders deutlich konnte man das an der Reaktion der Ostberliner SED-Dogmatiker erkennen. Wurde auf Schloss Liblice mit leiser Hoffnung geäußert, Franz Kafka wäre, wenn

„Ziehen Sie die Vorhänge zurück, draußen ist heller Tag!“, hat Alexander Solschenizyn an die Sowjetführung geschrieben, und etwas davon strahlt auch das Barockschloss Liblice aus, mit- samt Spiegelbild

Bild: Sudetendeutsche Zeitung



seine Werke denn endlich veröffentlicht würden, eine Schwalbe, die den Frühling, also die Auflösung der ideologischen Erstarrung, ankündigte, so erklärte Alfred Kurella (1895–1975), Mitglied der „Ideologischen Kommission beim ZK der SED“, den ungeliebten Autor zur Fledermaus, zum Vorboden der einbrechenden Nacht.

Dass die Kafka-Konferenz 1963 ein Präli- dium des Prager Frühlings von 1968 war, wird aus dem zeitlichen Abstand von 55 Jahren immer klarer. Nach Liblice wurden nicht nur Franz Kafkas Werke ins Tsche- chische und Slowakische übersetzt, auch Leben und Werk des Schriftstellers wurden in Presse und Funk zum Thema gemacht

und Bühnenfassungen seiner Werke auf- geführt; selbst am Grab wurden ehrende Worte gesprochen. Schließlich flog 1964 Max Brod, der Jugendfreund, nach Prag, um eine Kafka-Ausstellung zu eröffnen.

Es war das politische Klima, das sich seit 1963 sukzessiv veränderte, bis die Zeit schließlich reif war für den Prager Reform- kommunismus von 1968. Dieser unerhörte Vorgang bis zum Einmarsch am 21. August lässt sich vielleicht mit einem Zitat aus Alexander Solschenizyns „Offenem Brief“ an die Sowjetführung umschreiben: „Zie- hen Sie die Vorhänge zurück, draußen ist heller Tag!“

Jörg Bernhard Bilke (KK)

„Ein Lied geht um die Welt“

Der Titel des erfolgreichen Films sollte ein böses Omen für die Unbehaustheit seines Stars, des Tenors Joseph Schmidt, sein

Auch Joseph Goebbels war vor 85 Jahren von diesem Film mit Joseph Schmidt begeistert. Doch ein erst kürzlich aufgetauchtes Dokument zeigt: Vier Jahre später ließ er den Film des Tenors mit Nazi-Argumenten verbieten. Am 9. Mai 1933 fand im Berliner Ufa-Palast die Premiere des wohl berühmtesten Filmes von Richard Oswald statt, in dessen Mittelpunkt der Sänger Joseph Schmidt stand.

Damals gehörte der jüdische Tenor aus dem bukowinischen Dawideni bereits zu den Geächteten des Naziregimes. Schon drei Wochen nach Hitlers Machtergreifung blieb Schmidt der Zutritt zum Berliner Funkhaus versperrt, wo er seit 1929 in 38 Opernübertragungen zum beliebtesten Star des Deutschen Rundfunks avanciert war.

Schmidt, durch die politischen Ereignisse der letzten Wochen bereits eingeschüchtert, sah der Premiere seines Filmes mit Skepsis entgegen und erschien anfänglich gar nicht im Ufa-Palast. Erst als Ufa-Direktor Grau ihn in der Pause anrief und von einem „unglaublichen Erfolg“ sprach, mischte sich der Künstler unter die 2500 Kinobesucher. Am Schluss der Veranstaltung wurde Schmidt auf die Bühne gerufen und musste seine Lieder teils mehrfach wiederholen.

Unter den Applaudierenden war auch NS-Propagandaminister Joseph Goebbels mit seinem Stab. Ernst Neubach, der Autor des Drehbuchs zum Film, erinnerte sich in einem Interview 1967 an die Stimmung im Saal: „Einer der braunen Uniformen äußerte



*Weltberühmt,
doch in der Welt
nicht zu Hause:
Joseph Schmidt
aus Dawideni in
der Bukowina*

Bild: Joseph-Schmidt-
Archiv

sich angesichts der Begeisterung der Massen: ‚Die Juden drängen wieder ganz schön vor‘. Da schnitt ihm Goebbels scharf das Wort ab und meinte: ‚Nein, meine Herren, das ist beste Propaganda, solche Filme müssen wir drehen!‘. Zudem machte Goebbels, sich der riesigen Beliebtheit Schmidts bewusst, diesem ein enormes Angebot: Wenn er in Deutschland bliebe, versprach er ihm die ungeheure Summe von 80 000 Reichsmark monatlich! Außerdem würde er ihn zum ‚Ehrenarier‘ ernennen.“ Soweit die Aussagen Neubachs.

In der mittlerweile salonfähigen Gehässigkeit gegenüber Juden besprach der „Völkische Beobachter“ die Filmpremiere: „... durch den ganzen Film unterhält man sich fortgesetzt, dass er zu klein ist, der Sänger, zu hässlich. Aber er ist ‚sooo‘ begabt und so edelmütig, so rührend, kein Engel so rein. Und was man nicht sagt, aber umso deutlicher sieht: er ist ein Jude. Jener Typ ‚demütiger Volljude‘, mit dem man einst so gerne hausieren ging.“ Der 10. Mai 1933, an dem diese Zeilen erschienen, ging anderweitig in die Geschichte ein: Es war auch der Tag der Bücherverbrennung.

Mit den Konsequenzen der Weigerung, auf Goebbels' Vorschlag einzugehen, musste Schmidt sich fortan abfinden; nie wieder während des „Tausendjährigen Reichs“ sollte seine Stimme auf einem deutschen Sender erklingen. Bereits im Dezember 1933 übersiedelte er nach Wien, wo weitere Filme entstanden und von wo aus Tourne-

en ihn durch ganz Europa, Palästina und durch die USA führten. Bei seiner zweiten Amerikareise 1937 erreichte ihn die Nachricht, dass sein Film „Ein Lied geht um die Welt“ in Deutschland ab Oktober auf dem „Index der Verbotenen“ stand. Begründung des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda auf einem erst kürzlich aufgetauchten Dokument aus dem Jahr 1937: „Die Filme sind geeignet, die öffentliche Ordnung zu gefährden und das nationalsozialistische Empfinden zu verletzen, da sie den an einen deutschen Film zu stellenden Anforderungen nicht mehr entsprechen.“

„Die Filme sind geeignet, die öffentliche Ordnung zu gefährden und das nationalsozialistische Empfinden zu verletzen, da sie den an einen deutschen Film zu stellenden Anforderungen nicht mehr entsprechen.“

Schmidts früher Tod fünf Jahre später im unrühmlichen Schweizer Exil vermochte dem Nachruhm dieses Ausnahmekünstlers nichts anzuhaben. Seine Platten gingen nach dem Krieg wieder millionenfach um die Welt und Aufrufe in Medien der heutigen Zeit, wie Youtube, gehen in die Hunderttausende. Ausstellungen des Schweizer Joseph-Schmidt-Archivs, u. a. in Kooperation

mit dem Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg, zu seinem Gedenken in Wien, Stuttgart, München, Düsseldorf brachten teils Besucherrekorde. Die bisher letzte Station, Meersburg am Bodensee, verzeichnete im März 2018 in fünf Wochen 4000 Besucher.

Alfred Fassbind (KK)

Alfred Fassbind ist Nachlassverwalter, Archivar und Biograf von Joseph Schmidt (www.josephschmidt-archiv.ch).

Verloren ist nur, was man verlorengibt

Haus Schlesien präsentiert mit „Neuanfang in Form und Farbe“ aus der eigenen Sammlung schlesische Künstler, die ihn 1945 gewagt haben

Das „Porträt des Bildhauers Robert Bednorz“ von Wolfgang von Websky und die von Herbert Volwahren geschaffene Skulptur „Balance“ sind nur zwei Beispiele aus der rund 60 Kunstwerke umfassenden neuen Sonderausstellung im Haus Schlesien. Das Dokumentations- und Informationszentrum (DIZ) in Königswinter hat es sich zur Aufgabe gemacht, mit der Präsentation „Neuanfang in Form und Farbe“ sowohl die Malereien und Skulpturen als auch einige zeitgeschichtliche, mit den Biographien der Künstler verbundene Ereignisse aus der Zeit des Umbruchs von 1945 in den Fokus zu stellen.

Hinzu kommt, dass Dr. Michael von Websky – der jüngste Sohn des schlesischen Malers Wolfgang von Websky – in seinem Vortrag „Neubeginn nach 1950 in Wangen im Allgäu“ über das „Zweite Leben“ des Künstlers sprach. Spannend für die Vernissagegäste waren vor allem die Schilderungen von persönlichen Begegnungen des Vortragenden mit einigen der in der Ausstellung vertretenen Künstler. So wurden biographische Details bekannt, die in keiner Fachliteratur nachzulesen sind. Die sechs schlesischen Künstler – der Maler und Grafiker Wolfgang von Websky, Wolf Röhricht und Markus von Gosen sowie die Bildhauer Robert Bednorz, Herbert Volwahren und Kurt Kupke – haben mit dem erzwungenen Abschied von ihrer Heimat ein gemeinsames Schicksal erlebt. Wie für viele Flüchtlinge und Vertriebene galt es in der Nachkriegszeit auch für diese Künstlerpersönlichkeiten, den Verlust ihres früheren Arbeits- und Wohnortes sowie großer Teile ihres Werkes zu verkraften und einen Neuanfang in fremden Regionen unter wirtschaftlich prekären Verhältnissen zu wagen.

Der Umbruch im Jahre 1945 stellte – auch wenn in unterschiedlicher Form – für alle sechs Künstler einen tiefgreifenden Einschnitt in ihr Leben und Schaffen dar. Das Besondere an dieser Ausstellung ist, dass man bewusst auf Leihgaben verzichtet und „Schätze“ aus den Beständen des Hauses zu einer umfassenden Gesamtschau zusammengetragen hat. „Unser Ziel war dieses Mal die Beschäftigung mit der eigenen Sammlung, die an mehreren Stellen auch sehr viel mehr bot, als erwartet“, betonte die Ausstellungskuratorin Bernadette Fischer bei der Vernissage.



Robert Bednorz: Porträtkopf des Schriftstellers Hermann Stehr

Bilder: der Autor

Wolf Röhricht:
Industrieafen,
Öl auf Leinwand,
1932



Wolf Röhricht ist einer der Künstler, von dem sich der größte Teil seines Werkes im Haus Schlesien befindet, so dass – in dieser Ausstellung wie auch in der Sonderschau „Blickwechsel“ – ein besonders vielseitiger Blick auf seine Arbeit geboten werden kann.

Der 1886 in Liegnitz/Niederschlesien geborene und 1953 in München verstorbene deutsche Maler und Grafiker schuf überwiegend Landschaftsimpressionen, aber auch Industriebilder und Porträts gehören zu seinem Œuvre. Bereits 1937 verlor Röhricht fünf Bilder an den nationalsozialistischen Kunstsäuberungswahn. Ein größerer Teil seiner Arbeiten war in der Nähe seiner Heimatstadt Liegnitz eingelagert und wurde während des Krieges zerstört.

Markus von Gosen (geboren 1913 in Breslau, verstorben 2004 in Prien) konnte nach der Kriegsgefangenschaft nicht nach Breslau zurückkehren. Sein neuer Wohn- und Arbeitsort wurde Prien am Chiemsee, wo die Familie ein Haus besaß. Von Gosen eröffnete eine Werkstatt und bestritt seinen Lebensunterhalt mit Aufträgen zur Gestaltung von Glasfenstern für Kirchen und mit

sozialem Wohnungsbau. Das graphische Werk des Künstlers umfasst vor allem Tiermotive, die er als Holzschnitte und als Lithographien schuf, sowie Ansichten seiner Geburtsstadt Breslau. In der Sammlung von Haus Schlesien befinden sich einige Arbeiten, Büsten und Skulpturen von Gosens.

Robert Bednorz (geboren 1882 in Pilsendort/Oberschlesien, verstorben 1973 in Wiesbaden) war ein deutscher Bildhauer und Hochschullehrer. Er unterrichtete die Bildhauerklasse an der Breslauer Akademie der Künste bis zu ihrer Schließung 1932. In seiner Breslauer Zeit hatte Bednorz Kontakte zu mehreren Künstlerkollegen. Die Freundschaft mit dem Maler Wolfgang von Websky und mit der jungen Malerin Gerda Stryi dauerte übrigens auch über die Jahre der Flucht und Vertreibung hinaus. 1945 flüchtete Bednorz in den Westen, ließ sich in Wiesbaden nieder und richtete sich dort ein Atelier ein. Als er 1952 Bundespräsident Theodor Heuss porträtierte, verlieh dieser ihm als einem der ersten deutschen Künstler das Bundesverdienstkreuz.

Herbert Volwahren (geboren 1906 in Sko-rischau/Oberschlesien, verstorben 1988 in

Murnau am Staffelsee) ist einer der schlesischen Bildhauer, die durch Skulpturen im öffentlichen Raum bekannt wurden. Der Künstler erlebte die Kriegsjahre als Soldat und setzte seine Erfahrungen in einigen seiner späteren Skulpturen um. Zu den bekanntesten Arbeiten gehört das große Steinrelief „Passion“, das sich auf dem Gertrudenfriedhof in Halle an der Saale befindet. Volwahren lebte nach Kriegsende in Dresden, wo er als Präsident der dortigen Landeskammer der Bildenden Künste federführend an der Organisation der „Ersten Allgemeinen Deutschen Kunstausstellung“ in Dresden beteiligt war. Später floh er ins Ruhrgebiet, wo er neben einer Professur an der Fachhochschule auch Aufträge für Plastiken im öffentlichen Raum erhielt.

Der weniger bekannte Bildhauer Kurt Kupke (geboren 1904 in Festenberg/Niederschlesien, verstorben 1991 in Dort-

mund) war Schüler von Robert Bednorz und auch von Theodor von Gosen. Schon als Kind entdeckte er seine Leidenschaft zum Modellieren, die er dann später in Tierskulpturen umsetzte. Als er sein Atelier nahe Breslau 1945 verlassen musste, ging auch sein Werk weitgehend verloren. Nur ein Album mit Fotos seiner Werke, ein paar Kleinplastiken und einige Aquarelle wurden gerettet. In seiner neuen Heimat im Ruhrgebiet war die künstlerische Tätigkeit von Kupke nur eingeschränkt möglich.

Die Ausstellung „Neuanfang in Form und Farbe“ ist im Haus Schlesien bis Oktober zu besichtigen, wie übrigens auch „Blickwechsel“, die Porträtschau von Wolf Röhrich. Letztere ist im Eichendorffsaal zu sehen und wegen mehrerer geschlossener Veranstaltungen zeitweise nur bedingt zugänglich.

Dieter Göllner (KK)

Erster Schimmer

Schmuckstücke aus der Sammlung des Siebenbürgischen Museums

Die Dauerausstellung des Siebenbürgischen Museums auf Schloss Horneck wird erweitert, so dass zukünftig wichtige Aspekte der siebenbürgischen Kultur und Geschichte anhand von seltenen Sammlungs-Objekten in das richtige Licht gerückt und besser präsentiert werden können. Hintergrund der Neugestaltung der Dauerausstellung ist, dass sich durch die Umwandlung Schloss Hornecks zum Siebenbürgischen Kulturzentrum die Möglichkeit ergeben hat, die Dauerausstellung des Museums räumlich zu erweitern.

Eine erste Ausbaustufe erlebt die neue Schatzkammer, die voraussichtlich im Winter 2018/19 eröffnet werden soll. Dort werden Ausstellungsstücke gezeigt, die bislang noch nicht oder nur sehr selten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden.

Es handelt sich um eine Auswahl bedeutender Gold- und Silberschmiedearbeiten sowie kostbare Textilien, beispielsweise vorreformatorische Messgewänder oder frühneuzeitliche osmanische Teppiche, die



Schneckenheftel, um 1632, Kronstadt/Brasov, Meister Bartholomäus Bartesch Igell jun.

Bilder, auch Titel: Siebenbürgisches Museum Gundelshheim

in Siebenbürgen als Kirchenschmuck dienten. Zur Vorbereitung dieser Neugestaltung wurden die Exponate durch eine Restaurierungswerkstatt gereinigt und konserviert. In der Sonderschau „Ein erster Schimmer“ können Interessierte schon vorab einen Blick auf die restaurierten Objekte werfen und auch Details zu den Vorbereitungen des neuen Ausstellungsbereichs erfahren. Da das Gold- und Silberschmiedehandwerk einen für Siebenbürgen wesentlichen Zweig des Kunstgewerbes bildete, wird der Wirtschafts- und Exportfaktor in der

Schau hervorgehoben. Zu sehen sind u. a. Goldschmiedearbeiten aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die als Ehrengaben sehr begehrt waren. Günstig auf das Handwerk wirkten sich übrigens die reichen Edelmetallvorkommen – vor allem der Westkarpaten – aus.

Die Sonderschau „Ein erster Schimmer“ ist in Gundelsheim am Neckar bis zum 7. Oktober 2018 geöffnet. Auf Anfrage werden neben öffentlichen Führungen auch Programme für Gruppen angeboten.

(KK)

KK-NOTIZBUCH

Zu unserem Bericht über Projekte des **Schlesischen Museums zu Görlitz** im letzten Heft ergänzt **Dietmar Neß**: Die Kapelle in Görbersdorf wurde am 18. Dezember 1884 eingeweiht, die 50-Jahrfeier fand am 16. Dezember 1934 statt; Avenarius malte 1930 und dann wieder 1934. Quelle: Erich Heinke, Gedenkschrift zur Fünfzig-Jahrfeier der Evangelischen Kapelle Görbersdorf am 16. Dezember; Friedland 1934, 45 Seiten. Es gibt auch eine kleine Schrift: Die Kapellenbilder von **J. M. Avenarius in Görbersdorf** in Schlesien. Eine Einführung von Max Kleinwächter; Friedland o. J., 16 nicht gezählte Seiten, 8 Abb.

Noch bis zum 2. September zeigt das **Kulturzentrum Ostpreußen** im Deutschordensschloss Ellingen die Wanderausstellung „**Wolfskinder**. Verlassen zwischen Ostpreußen und Litauen“. Die Ausstellung basiert auf einem Zeitzeugenprojekt der Fotografin Claudia

Heinermann und der Journalistin Sonya Winterberg und wurde in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa, Potsdam, und dem Ostpreußischen Landesmuseum, Lüneburg, realisiert.

Anlässlich des 150. Todestages Adalbert Stifters besucht eine vom **Adalbert Stifter Verein** organisierte **Reisegruppe** auf seinen Spuren vom 9. bis zum 13. September seinen Heimatort Oberplan/Horni Planá, das Benediktinerstift Kremsmünster, die Stadt Linz sowie das Salzkammergut mit Bad Ischl. Informationen unter stifterverein.de.

Das Düsseldorfer **Gerhart-Hauptmann-Haus** zeigt vom 5. September bis zum 3. Oktober Teil 8 der Ausstellung „Große Mächte in kleinen Formaten“ mit **Briefmarken der Bundesrepublik Deutschland** aus den Jahren 1949 bis 1957. (KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 9066011/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe,
ostdeutsches kulturelles Erbe be-
wusst und europäischen kulturellen
Austausch lebendig zu erhalten.

Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSDE 33

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**